FELDENKRAIS UND WIR

Selbstverständlich!, wenn nicht irgendwas anderes dazwischen kommt, bin ich sonntags immer bei Fips und Helga, neuerdings in der Stiegegasse, feldenkrais. Dieses eminent sinnvolle Ritual besteht für mich schon seit mehr als drei Jahren. Angefangen hat es 2005, damals noch im Sitzungssaal der Agentur Goldfish am Stubenring. Wo üblicherweise werktags Köpfe rauchen, um irgendwelche Werbestrategien auszuhecken, fing ich endlich an, nach Möglichkeit sonntag-abends immer, den Anweisungen von Fips (Philipp Ruthner) folgend, am Boden zu liegen und in schöner Regelmäßigkeit mein Körperschema durchzugehen. Der Mensch ist schließlich nicht nur Hirn!

Meist augenzwinkernd mit dabei, mein Freund und Gegenspieler M. Du Schu, dem ich diesen wertvollen Tipp verdanke.

Damals bei Goldfish, erinnere ich mich, saß Fips in der Regel immer auf einem an die Wand gerückten Sitzungstisch, wo der junge Skater, Füße baumelnd, seine Anleitungen gab.

Man nahm sich eine von den übereinandergetürmten Decken in einem Eck des Sitzungszimmers, so man nicht, stets gut gerüstet wie ManfreDu, im Besitz einer eigenen Matte war, breitete diese auf dem Parkett aus und legte sich flach auf den Rücken. Man schloss die Augen und machte sich zunächst bewusst, wie man da liegt, wie die linke Körperhälfte, die rechte Körperhälfte organisiert ist, ortete die Punkte, wo und wie die Wirbelsäule aufliegt usw.

Ab dem das Körperschema durchgegangen und in psychomentaler Hinsicht eine gewisse Ruhe eingetreten war, konnte die eigentliche Stunde beginnen,

die sich in der Regel auf eine reduzierte Wechselbeziehung von Muskelan- und -entspannung, Körperhaltung, Atmung und Vorstellung dessen, was man tut, beziehungsweise zu tun beabsichtigt, belief.

So versetzten wir uns eines Tages in das Säuglingsstadium und nuckelten in der Imagination an Mutters Brust, ganz auf taktile Empfindungen gerichtet, wie sie diesem frühen Stadium entsprechen und eigentlich noch immer irgendwie wirksam sind. Und seltsam, was plötzlich für Erinnerungen dämmerten! Ein anderes Mal machten wir uns erst im Uhrzeigersinn, dann gegenläufig, den Bereich um das Steißbein herum bewusst, beziehungsweise viel bewusster, als das normalerweise der Fall ist. Fips machte mich gerade am Beginn meines regelmäßigen Feldenkraisens immer wieder darauf aufmerksam, dass weniger mehr ist, dass es darum geht, quasi mühelos das Beabsichtigte auszuführen. Dass es darum geht, Qualität in alle Bewegungen hineinzubringen, indem man sich diese bewusst macht. Und immer wieder: „Meide parasitäre Bewegungen!“

Das ist in etwa das diametral Entgegengesetzte zu dem, was mir in meiner Kindheit durch Lehrer und Erzieher eingetrichtert und oft eingebläut wurde. Als zu beaufsichtigendes Individuum hatte man vor allen Dingen einmal zu gehorchen und dann, sich gefälligst anzustrengen. Man sollte unter Furcht und Zittern in Schweiß ausbrechen: nur so war es gut. So wurden brave, willfährige Untertanen herangezogen. Ein solcher war ich durchaus. Wäre nicht ein schwerer Unfall, in dessen Folge viel Zeit zur Muße und eine zur Gewohnheit gewordene Beschäftigung mit philosophischen Gegenständen dazwischengekommen, ich würde noch immer diesen fragwürdigen Grundsätzen

folgen und darauf schwören, wie auf das in Aussicht gestellte Strafgericht Gottes. Typisch für dieses Verhalten war, dass man uns bei jeder Gelegenheit einschärfte: „Brust heraus, Bauch hinein!“

Moshé Feldenkrais lehrte kurioser Weise genau das Gegenteil. Es sollte der Bauch herauskommen!

Der junge Physiker, der in den Dreißigerjahren in Paris lebte, machte zu dieser Zeit Bekanntschaft mit dem japanischen Judo-Meister Kano und popularisierte dessen Kampfkunst in Frankreich. Wer sich je mit Judo befasste, weiß, wie wichtig die Fallschule ist. Wie bei allen fernöstlichen Kampfkünsten, die dem Taoismus, Chan- oder Zen-Buddhismus entspringen, geht es vor allem darum, seine Bewegungen aus der Körpermitte, aus Hara, steuern zu lernen – man verbündet sich gleichsam mit der Schwerkraft. Das wurde zu einem soliden Ansatz für eine originelle Physiotherapie.

Wichtige Anregungen verdankte Feldenkrais weiters dem amerikanischen Hypnotherapeuten Milton Erikson und dem griechisch-armenischen Philosophen Georg I. Gurdjieff, der in den Dreißigerjahren in Fontainebleau, nahe Paris, sein Institut und so manchen gut zahlenden Erben der begüterten Bourgeois, an der Nase herumführte. Denn mit irgendeinem Mode-Trend hatte Gurdjieff partout nichts am Hut. Unter seiner Leitung galt es zunächst einmal den Verfänglichkeiten persönlicher Eitelkeit den Kampf anzusagen, den Staub von den Schuhen zu schütteln und zu erkennen, welcher Kategorie von Idiotie man zugehört. „Was für ein Idiot bist du? Ein rechteckiger, quadratischer, runder oder gar zick-zackiger?“ Denn man sollte sich nicht zu wichtig nehmen. Gurdjieff ließ seine Schüler die verrücktesten Bewegungen

durchführen, da der Panzer fragwürdiger Verhaltensmuster schwer aufzubrechen und der Weg für ein spielerisches Lernen meist verschlossen ist.

Feldenkrais kehrte diesen etwas gewalttätigen therapeutischen Ansatz um. Seit mittlerweile drei Jahren profitiere ich davon. Seit Fips und Helga in die Stiegegasse gezogen sind, halte ich dort, nach Möglichkeit jeden Sonntag, das Feldenkrais-Ritual ab.

Man trifft sich erst in der geräumigen Küche, trinkt Tee, begrüßt die Neuankommenden, stellt fest, dass der eine oder die andere nach längerem Aussetzen doch wieder dabei ist, bemerkt ein neues Gesicht und widmet sich wieder dem kleinen Skelett, einer eindeutig zweideutigen Anatomie-Lernhilfe für Fips.

Nach einer Viertelstunde entspannter Plauderei, ab in den Therapie-Raum!, der durch Helga's Schwangerschaft eingeweiht wurde. – Das Ergebnis dieser Schwangerschaft, klein Kolo, bringt sich seit einem Jährchen mitunter durch Lallen und Schreien im Nebenraum in Erinnerung, analog zu den Bewegungen, die wir, meist auf dem Rücken liegend, aber auch stehend, manchmal kniend, manchmal dicht an dicht, dann wieder, wegen geringerer Teilnehmerzahl als aufgelockertes Grüppchen, aber immer im Bewusstsein dessen, was man tut, durchexerzieren. Was wir da so tun, erinnert mich an einen Begriff von Lacan. Um auf sein verborgenes Wesen zu kommen, reicht es nicht hin, dass man es analysiert, es erfordert, dass es aus dem Unbewußten evoziert werde, manchmal in langen Prozessen, manchmal ad hoc. Es bleibt einem jedoch nicht erspart, sich darum zeitlebens auf adäquate Weise zu bemühen, wie Feldenkrais es nahelegt. Derartige Bemühungen sind in etwa das, was die vorsokratischen Philosophen Ethos nannten. Das Ziel

all dieser Bemühungen ist es, die Wahrheit ans Licht zu bringen, jene Wahrheit, die im Spannungsfeld von Physis und Logos gleichsam geboren wird: Unschuld des Werdens, Aletheia. Aristoteles nannte die sogenannten Vorsokratiker, Physiologi. Genau das, denke ich, trifft auch auf Feldenkrais zu.

„Hegel – um einen Philosophen der neueren Zeit zu nennen – bezeichnet die Philosophie als die verkehrte Welt“, sagt Heidegger in seiner berühmten Metaphysik-Einführung. Wir sind zwar noch nie in unseren sonntäglichen Therapie-Stunden so weit gekommen, dass wir auf den Kopf standen, es scheint aber alles darauf hinzudeuten. Und jedes Mal nach so einer Therapiestunde stelle ich erstaunt wieder an mir fest, dass ich mich wie neugeboren fühle.

DREI MEISTER-VAGABUNDEN IM CAFÉ LANDTMANN

Lange war es geplant, endlich ist es geschehen. Die mit einiger Spannung von mir erwartete Gegenüberstellung der Landarztsöhne Girtler und Gerngross. Girtler schlug mir für dieses Treffen das Café Landtmann vor. Gerngross hätte eher eine andere Location bevorzugt, aber er willigte doch ein, denn er war froh, dass wir endlich den wohl bekanntesten Soziologen Österreichs, den vagierenden Erforscher sozialer Randgruppen und Analytiker des Strukturwandels in Mitteleuropa, Roland Girtler, zum Gespräch unter sechs Augen bitten konnten. In den zwei Stunden, die wir im Landtmann zugebracht haben, sind enorm viele Themen aufs Tapet gekommen, ein Reichtum unterschiedlichster Aspekte ethnischer und sozialer Phänomene sprengte den Rahmen einer schönggeistigen Konversation, wie ich sie liebe. Mir brummte hernach der Kopf – aber auf durchaus befriedigende Weise.

Mit zehnminütiger Verspätung betrete ich das Landtmann und begegne Heidulf Gerngross, der mich vorhin am Mobile angerufen hat, im vorderen Teil des Kaffeehauses. Er blättert gerade in einer Zeitung und ruft mir zu: „Andreas!“

Nun bemerke ich ihn, gehe an ihn heran und gebe ihm meine Hand. „Girtler noch nicht da?“, frag ich.

„Weiß nicht, muß nachschauen“, entgegnet Heidulf mit verhaltener Stimme. Dann dringe ich gedämpften Schritts über Teppiche in das großbürgerliche Interieur vor, um Girtler auszuforschen. Ich bin überzeugt, daß er, im Unterschied zu mir, pünktlich sein würde. Und täusche mich nicht. Im Weitergehen werfe ich Blicke

nach links, nach rechts, dann einmal gerade aus und entdecke weiter hinten, in einer dieser Nischen eine Gestalt, die auf mich zu warten scheint. Sie winkt mir zu, es ist tatsächlich Roland Girtler. Wir begrüßen uns auf die herkömmliche, zeremoniöse Weise. Er hätte eigens diesen Tisch für uns reservieren lassen. Dann hole ich Heidulf heran, der sich bei Roland vorstellt, und wir nehmen nun beide in dieser Nische Platz. Aus einer großen, flachen Architektentasche aus Leder, einer Einzelanfertigung, zieht nun Heidulf ein Exemplar des ST/A/R und zeigt es Roland Girtler, der seine sieben Sachen in einem grünen Rucksack mitführt, einem älteren Modell, ehemals typischen Ausrüstungsgegenstand werktätiger Land- und Gebirgsmenschen, auf dem einige souvenirartige Aufschriften genäht sind. Eine Art gegenseitiges Abschnuppern findet statt. Starke Kontraste bildend zur einigermaßen luxuriösen Nußholzvertäfelung des Lokals und zu dem im traditionellen Smoking gekleideten Oberkellner, der uns zunächst könnchenweise Tee mit Milch serviert.

Heidulf schlägt den ST/A/R auf und zeigt Girtler einige Besonderheiten der letzten Ausgabe. Dieser schaut sich das geduldig an und wirft dann ein: „Da ist aber viel Werbung!“

„Ja, ja! Das muß sein. Was glaubn’s! (noch sind die beiden nicht per Du), das kostet ja alles ein Heiden-geld!. Jede Seite! Das muß alles bezahlt werden.“ Ich nicke bestätigend und frage mich, wie ich ein Gespräch in Gang bringen könnte, während Heildulf weiterblättert. „Da! da! Das war unlängst in Sankt Petersburg. A Modenschau!“

„Ah, ah ja!“ Und während Heidulf weiterblättert, entfährt Girtler die Bemerkung: „Schaut aus, wie da Sterz!“

„Was, da Sterz? Na, Na!“ , erwidert Heidulf kopfschüttelnd und blättert weiter.

Nachdem die Zeitung halbwegs durchgeblättert ist, mache ich darauf aufmerksam, daß sich zwei Landarzt-söhne gegenüber sitzen und erwähne, wie wichtig ich es finde, daß die alten Landärzte damals noch so etwas wie eine ganzheitliche Methode der medizinischen Untersuchung pflegten. Heidulf und Roland nicken bestätigend. Man wurde als Mensch wahrgenommen, am ganzen Körper angeschaut und abgetastet und zu diesem und jenem befragt. Der alte Medizinalrat Girtler, den ich gut kannte, frug immer auch: „Wie geht’s deiner Mutter? Klopf, klopf, horch. Wie geht’s deinem Vater? Mach jetzt *Ab!* Schön *Ab* machen!“ Und nun kam der Kehldkopfspiegel zum Einsatz. Noch bevor er sein Werkzeug einpackte, frug er nach meinen Geschwistern. Er kannte sie alle beim Namen, er war bei den Geburten dabei. Dann und wann verwechselte er sie, aus verständlichen Gründen, – so ein alter Landarzt hatte sich oft an die tausend Namen zu merken. Nicht die Blutwerte, sondern die Person stand im Mittelpunkt seiner Untersuchung. Heidulfs Vater, Gemeindearzt in Kötschach-Mauthen, hielt große Stücke vom Fasten, von einer maßvoll durchgeführten Reinigung des Darms, wie der Seele. Da hat sich ja viel geändert und nicht alles zum Besseren.

Noch ehe ich ihn danach frage, beginnt Roland Girtler von selbst über seinen Werdegang zu erzählen.

Er ist, wie ich, in dem oberösterreichischen Gebirgsdorf Spital am Pyhrn aufgewachsen, aber in Wien Ottakring 1941 auf die Welt gekommen. Also doch ein gebürtiger Wiener!

Eindrücke der Lüneburger Heide, wohin sein Vater 1945 als Arzt der deutschen Wehrmacht versetzt

wurde, sind ihm unverlöschlich, ebenso die Eigenheiten einer bosnischen Großmutter wie die Anekdoten, die man sich im Kreis der Familie über den Stolz eines französischen Urgroßvaters erzählte, der unter Napoleon General war und aufgrund einer Gehorsamsverweigerung degradiert wurde.

Die Nachkriegsjahre im oberösterreichischen Gebirge sind geprägt von den Eindrücken der Besatzung und des Wiederaufbaus. Noch waren die Strukturen der Dorfgemeinschaft dieselben wie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Der entscheidende Strukturwandel sollte erst in den Sechzigerjahren, als Girtler auf Wunsch seiner Eltern zunächst in Wien Jus studierte, augenfällig eintreten.

Fünzig Schilling waren in den frühen Fünfzigerjahren noch viel Geld!

Heidulf nickt.

Girtler erinnert sich an eine Tante, die ihn und seine jüngeren Geschwister beaufsichtigte, als seine Eltern einmal kurz verreist waren. Diese drückte ihm, dem damals Zehnjährigen eine Fünzigschilling Note in die Hand. Damit wurde er auf den Weg zur benachbarten Bäckerei-Konditorei Kemmetmüller geschickt, um Speiseeis zu kaufen. Aber wahrscheinlich war es eine größere Summe, denn auf dem Rückweg mit dem Eis und der großen Banknote in der einen und dem Wechselgeld in der anderen Hand ist das Unglück geschehen. Ein Windstoß entriß ihm den Fünfziger und dieser flog in den nahe vorbeirauschenden Trattenbach.

Im Stiftsgymnasium Kremsmünster, wo u. a. Anton Bruckner und Adalbert Stifter zur Schule gingen, maturierte Roland Girtler im Jahr 1959.

Der Autopoiet und Gründer des Santo Spirito in Wien, Günther Rupp, ebenfalls Sohn eines Landarztes

in Oberösterreich, war sein Kommilitone. Neun Vierer hatte Girtler im Abschlußzeugnis. „Ich war immer ein schlechter Schüler“, sagt er mit Nachdruck. „Na und was is aus mir wordn, a Professor!“

Gerngross hört den Namen Rupp und schon durchzuckt ihn die Erinnerung an das Gespräch, das er mit diesem unlängst im Joanelli geführt hat. Im Unterschied zu Rupp jedoch hat sich Girtler für die große katholische Tradition, die es ja auch gäbe, nie sonderlich interessiert. Das alles ist wohl zu sehr Theoria für ihn oder überhaupt bloß ein ausgemachter Schwindel, worüber er zu schweigen vorzieht. Zu Dingen wie Religion und Kirche nimmt Girtler indirekt Stellung, er verweist aber auf sein Buch über den Jakobsweg, einer institutionlisierten Inkriminierung alles Nichtkatholischen in Spanien. Ihn interessieren seit jeher die Menschen in ihren jeweiligen Lebensbereichen. Die Toten, insofern sie Dichter waren, mit Vorliebe jene, die seiner Facon entsprechen: fahrende Ritter, vagierende Studiosi, Landstreicher. Dem für mein Gefühl einäugig deutsch-patriotischen Kernstock, entlockt er allerdings die klingendsten Saiten.

Heidulf zieht seinen Fotoapparat, ich tausche verständnisvolle Blicke mit ihm. Gerngross kam mit kirchlichen Institutionen kaum in Berührung, er absolvierte in Kärnten ein Gymnasium, das eine handwerkliche Ausbildung einschloss. Mit 18 war er Maturant und ausgebildeter Tischler und somit schon frei, sein ureigenes Ding zu machen.

Als der Oberkellner wieder einmal an uns vorbeigeht, bittet Gerngross ihn, ein Foto von uns dreien zu schießen. Dieser reagiert prompt, zumal Professor Girtler ein guter Gast im Landtmann ist. Mir dämmert die Vermutung, daß es Girtler in seinen neuen

Studien um die Zunft der Kellner geht. Na klar!

Dieser fährt in seiner Entwicklungsgeschichte fort.

1965, nach absolviertem Jusstudium, sei er mit dem Motorrad schwer verunglückt.

Im Allgemeinen Krankenhaus, in einem Saal mit 25 Betten, dritte Klasse, kam er wieder zu sich und erwachte gleichsam zu einem neuen Leben. „Auf der dritten Klasse lernst was dazu! Auf der ersten Klasse, abgeschirmt von allem und jedem lernst eh nix“. Das maßgebliche Ereignis bestand nun darin, daß neben Girtler ein Mann lag, mit einem Herzstich. Dieser Mann galt als der ungekrönte König des Gürtels und Girtler lernte gerade diesen im Krankenhaus als Menschen kennen und schätzen, eine Lebensfreundschaft entwickelte sich. Faszinierend fand er dessen unverblühte Offenheit und Geradlinigkeit, Nektar und Ambrosia für den nach Wahrhaftigkeit dürstenden Akademikersohn. Und erst dessen eigenartige Sprache!

Einmal geriet der Herzstichpatient über eine Krankenschwester in Wut, die Girtler, mit aufgehängtem Bein, wegen irgendeines Kinkerlitzchens schikanierte. „Wenn sie das noch einmal macht, riskier' ich einen Zwölfer und hau' ihr die Harnflaschen über den Schädel!“

Daraus ergab sich erst einmal die Frage, was ist ein Zwölfer?

Ein Zwölfer sind zwölf Monate Schmalz. Und dann, was ist Schmalz? – Gefängnis.

Das war immerhin eine Einführung in die Wiener Gaunersprache, die Girtler fortan als Sozialforscher in Atem halten sollte.

Nach dem Unfall konnte sich der junge Student aufgrund einer höheren Summe Schmerzensgeldes ein Jahr des absoluten Müßiggangs leisten. Innerhalb

dieser Zeit reifte in ihm der Entschluß, Völkerkunde zu studieren – noch gab es das Fach Soziologie nicht.

1969 brachte Girtler in Kroatien zu, wo er Studien über die Großfamilie betrieb,

1971/72 ermöglichte ihm ein Stipendium den mehrmonatigen Aufenthalt in der Nähe von Bombay, wo er altindische Dorfstrukturen studierte.

Bestimmend sei dafür die Zahl fünf, pench, aus dem sich unser Fünfer, der Pinsch ableitet.

Wieder sind wir bei dem Thema Schulbildung beziehungsweise Verbildung angelangt.

Um einen Job als Assistent an der Universität Wien zu ergattern, schrieb Girtler eine Zusammenfassung seiner in Indien gewonnenen Einsichten. Eine geschwollene, mit Fremdwörtern überfrachtete Sprache leistete ihm dabei gute Dienste.

Wir schmunzeln uns zu.

In den Jahren darauf erfolgten u. a. Studien über Obdachlose und den Strich, die ihm schließlich 1979 eine Habilitation auf der mittlerweile neu entstandenen soziologischen Fakultät bringen sollten.

Inzwischen ist es neun Uhr. Girtler und Gerngross geben sich die Hand zum Du. Wir winken dem Ober und zahlen. Gemeinsam gehen wir vor die Tür, es regnet in Strömen. Professor Girtler hängt sich den Rucksack um, setzt sich eine Wollmütze auf, knöpft sich die Seemannsjacke zu, schwingt sich aufs Fahrrad und fährt nach Hause, ganz selbstverständlich. Heildulf ruft ein Taxi, damit fahren wir gemeinsam zu einem neuen, unorthodoxen Chinesen in der Gumpendorferstraße, wo wir gut zu Abend essen.

Und dieser Chinese erinnert doch ein wenig an das Kiang.

HINTER DEM VORHANG DES SCHÖNEN ANSCHEINS.

Eine Stunde vor Mitternacht vereinbare ich ein Treffen mit ManfreDu Schu im Nachtsyl in der Stumpergasse, um über sein Kunstwollen zu sprechen. Auf dem Weg dorthin schneit es wie im tiefsten Winter.

„Die Ausstellung im Refektorium des Heiligenkreuzerhofs“, denke ich, „sitzt noch vielen in den Knochen, die Sache wäre eigentlich noch brühwarm. In Gerngross' Namen, gehen wirs an!“

Vorsichtig taste ich mich die breite, relativ steile Treppe hinunter in das Nachtsyl. Muffige Kelleratmosphäre umfängt mich bei Betreten des Lokals. Ich gehe durch, bis zur Ausschank, wo ich diesen seltsamen Doktor Darcula vermutlich treffen werde.

Und so ist es auch.

Er hat bereits ein Achterl Rot bestellt. Ich werfe einen Blick auf seine Erscheinung: zu seiner üblichen Stresemann-Hose trägt er einen Wintermantel mit Pelzkragen, unterhalb davon das unvermeidliche Signum seiner Künstlerwürde, einen merkwürdigen Brustlatz, der an ein Ding erinnert, wie Franz Liszt eines getragen hat.

Die Begrüßung ist wie immer herzlich.

Wir ziehen uns nach kurzem Wortwechsel zurück auf das Podium im Eingangsbereich, wo ein großer Tisch steht, an dem wir im Dämmerchein Platz nehmen.

Ich eröffne die Sitzung, indem ich den Maestro, ganz wie Roland Reiter, behutsam mit seiner erwachenden Sexualität konfrontiere.

Im Unterschied zu Roland Reiter jedoch, zieht ManfreDu Schu keine scharfe Trennungslinie zwischen Sex und Kunst. Ich erwähne, daß seine Silikonskulp-

turen zum Teil eine frappante Ähnlichkeit zum männlichen Geschlechtsteil aufweisen. ManfreDu nickt und ergänzt. „Aber auch zum weiblichen!“

„Zum weiblichen?“ Nun lasse ich vor meinem inneren Auge einige Assoziationen dazu Revue passieren und erkenne die Analogie. Klar, im Männlichen ist ansatzweise ein Weibliches und umgekehrt. Sonst müssten ja Hermaphroditismus und Geschlechtsumwandlungen gänzlich unmöglich sein. Auch die Sexualtheorie Sigmund Freuds bestätigt diese Tatsache.

Nachdem ich über meine Ministrantenzeit und die Eigenheiten der zwei Pfarrer, die ich im Wesentlichen hatte, berichte, stelle ich ManfreDu die Frage, wie das bei den Wiener Sängerknaben so war.

„Ungezwungen“, antwortet Maestro Schu. „Wir haben uns da wenig gedacht, jeder hat bei Gelegenheit hergezeigt, was er so zu bieten hat. Das war stets ein lustiges Geblödel. Aber ich hab mich gewundert, dass das Ding zwischen den Beinen unterschiedliche Größen aufweist. Ich hätte in meiner Naivität geschworen, daß das bei allen gleich ist“.

Ich muß unweigerlich lachen. „So kommt man langsam dahinter, was es da für himmelschreiende Differenzen gibt, was?!“

„Genau!“, antwortet der Meister und schmunzelt.

„Der Film, wo du mich über das Parkett im Prälatentrakt kickst, heißt wie? Doktor Skalpell?“

„Nein.“ ManfreDu lächelt und sagt: „Wär' aber auch eine Möglichkeit“, und fügt mit ernster Miene hinzu, „da müssten wir aber noch weiterarbeiten. Hart. Der Film heißt übrigens Dr. Sculpture.“

„Dr. Sculpture? Du meinst wohl Doktor Skulptur?“

Seltsam, denke ich mir, schon wieder ein Gegensatzpaar. Einerseits das Aktionistische des via Fuß-

tritte über das Parkett Beförderns, andererseits das Befördertwerden und der Körper als Bildwerk.

Nun gehe ich auf seine Exponate im Einzelnen ein und beginne mit der Installation im Mittelteil, dem Baugerüst mit der amorphen, rosaroten Silikonmasse, die sich darunter hinzieht. Irgendwo prangt Haar in Form einer Perücke. Ich erzähle von Eindrücken einer Wohngemeinschaft in den Achtzigerjahren. Von den ekeligen feuchten Wattebauschen, die sich da beständig am Waschbecken ansammelten, weil unsere gute Mitbewohnerin sich nicht die Mühe machte, diese gleich zu entsorgen. Oder an ein achtlos zurückgelassenes Präservativ irgendwo, irgendwann und komme zurück auf die Ausstellung mit den merkwürdigen Zeichnungen an der Wand, mit dieser eingentartigen Chiffre, einer Chiffre, die sich auf die Beine macht, könnte man meinen.

Und als ich darauf verweise, entfährt ManfreDu Schu die Frage: „Das fällt dir auf? Tatsächlich? Das wundert mich aber!“

„Wieso nicht!?! Ich müsste ja ein totaler Ignorant sein, wenn mir diese Dinge nach siebzehnjähriger Freundschaft nicht doch langsam in jeder Hinsicht merkwürdig erschienen! Übrigens, vor siebzehn Jahren haben wir uns kennen gelernt. Wir haben uns damals über die Vermittlung von Bertl Theuretzbacher im Café Museum getroffen. Ich habe einen Artikel über dich geschrieben, der im damaligen WUK-Blatt „Werk und Kultur“ veröffentlicht wurde.

„Kannst dich erinnern?“

ManfreDu Schu nickt. Dann zeigt er mir am mitgeführten Laptop Photos, die er von mir am Josefsplatz im Umfeld der Nationalbibliothek gemacht hat.

Dass Kleidung nicht nur einer Hülle entspricht, die

auf den Träger verweist, wie in exponierten Fällen, sondern meist dazu dient, den wahren Sachverhalt zu verhüllen – wie die Umgangssprache den eigentlichen Gedanken, so Wittgenstein -, darin sind wir durchaus einer Meinung.

ST/A/R 22.2.2008
SEHR MILDES WETTER

Eine besondere Denkwürdigkeit ist das zufällige Treffen mit Elisa Rose und Gery Danner, vergangene Nacht im Schikaneder. Ich hatte nicht gleich die Namen in Erinnerung, erkannte die beiden jedoch sofort als Menschen wieder, denen ich damals oft im Trabant begegnet bin. „Diese Blondine da, die kenn’ ich doch! Das ist doch die, wie heißt sie nur? Na klar. Und auch den Mann kenne ich, der hinter ihr hergeht. Natürlich sind sie älter geworden, wer nicht? Haben sich aber gut gehalten „Ich wusste sofort wieder um ihre Geschichte und ihre Geschichten.

Ich trat auf Blondie zu und begrüßte sie. Ihr Name, der mir nicht sofort einfiel, wurde mir durch die darauf erfolgende Vorstellung wieder in Erinnerung gerufen. Wer ich bin, wussten die beiden nicht. Als ich meinen Namen nannte, sagter er ihnen nichts. Dass sie seit 20 Jahren online sind, konnte nichts daran ändern. Aber es war sehr rasch die alte Vertrautheit wieder da, als ich bei den beiden auf der Couch neben der Bar Platz nahm. Wir kannten uns ja doch, aber eher unterschwellig und nicht im Sinne von verifizierbaren Sachen. Eine Person ist immer mehr als das, was von ihr augenblicklich, womöglich auf einem Bildschirm, aufscheint. Das eben macht ihre Würde aus.